

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	85 (1991)
Heft:	2
Artikel:	Solidarität mit Benachteiligten - "Von uns ist mehr als Mitleid gefordert" : Armut erreicht ihr Gegenüber nicht ; Falscher Appell an unsere Schuldgefühle ; Streiflichter auf die "reiche" Schweiz ; Nachwirkende Stigmatisierungen ; Thesen über die Vorauss...
Autor:	Giovannelli-Blocher, Judith
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-143594

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Solidarität mit Benachteiligten – «Von uns ist mehr als Mitleid gefordert»

Armut erreicht ihr Gegenüber nicht

Sie haben hier über die Darstellung der Armut in der Öffentlichkeit diskutiert. Sie haben viel von den Armen gesprochen, aber von den *Adressaten*, an die Sie sich wenden, eigentlich kaum, also denjenigen, mit denen Sie gerne den Begriff «Solidarität» verbinden möchten.

Dort, bei diesen anderen, wollen Sie eine Bewusstseinsbildung erreichen über die Armut und ihre Zusammenhänge, auch ihre Zusammenhänge mit dem Reichtum. Aber die Reicherden finden dieses Thema nicht so spannend. Sie überblättern es in der Zeitung. Und wenn sie es eben noch am Fernsehen gesehen haben, haben sie es auch schon wieder vergessen.

Armut, so stellen Sie also fest, erreicht ihr Gegenüber nicht, gerade als «*Gegenüberbegriff*» (Al Imfeld) nicht. Zum Gegenüber der Armut gehören vermutlich fast alle hier Anwesenden. Wir gehören also zur erdrückenden Mehrheit der Schweiz, die jene 500 000 Bewohner, die mit 1300 Franken und weniger pro Monat leben, als «arm» etikettiert und ausgliedert. Armut ist auch ein «Ausgliederungsbegriff» (Al Imfeld).

Also könnte ich mich selbst mal als Testfall nehmen. Mich spricht etwas an, das mit mir selbst zu tun hat, mit einem offenen oder latenten Problem, einer offenen oder latenten Sehnsucht, einem offenen oder latenten Bedürfnis, einem Zugehörigkeitsbedürfnis vielleicht...

Wenn ich nun frage, was mich am Thema meines Referates anspricht, muss ich offen gestehen: nichts. «Benachteiligt» möchte ich selbst nicht sein, und der Begriff «Benachteiligung» definiert a priori den Gegensatz zu mir, grenzt sich also ab. Und vor allem: Ich kann die penetranten, dauernden Appelle an meine «Solidarität» nicht mehr ertragen, vor allem diejenigen nicht, die

noch schulmeisterlich darüber wachen wollen, dass in meiner Spendenfreudigkeit auch ja kein Quentchen «Mitleid» mitschwingt, denn «von mir ist mehr als Mitleid gefordert». Was ist das eigentlich für eine Instanz, dieses «Es», das da so penetrant «mehr» fordert?

Sei dem, wie ihm wolle, das *Mitleid* hat in unseren Kreisen kaum mehr Fürsprecher. Ist es wirklich so verdammenswert, ist es nicht besser als diese stoische Gleichgültigkeit, der wir heute oft begegnen? Werden wir uns nicht einmal noch an die Zeiten des Mitleids zurücksehnen, an die wackeren Leute von der Heilsarmee, die an kalten Adventsmorgen, an den Strassenecken singend, den Leuten das Geld aus den Taschen holen, dass es nur so klingelt im Topf? Ist Mitleid nicht ein stimmiges Produkt der Fernsehgesellschaft, die wir sind, und wer wollte sich anmassen, diese abzuschaffen? Ist es nicht antiquiert, diesem heutigen Menschen zuzumuten, dass er noch die Zusammenhänge herstellen soll, angesichts dessen, dass neun Zehntel unserer Erfindungen darauf hinauslaufen, dass wir etwas schneller tun, schneller erleben können? Leben wir heute nicht alle *flüchtig* in jeder Beziehung, und gilt es in dieser Situation nicht, die Kunst zu entwickeln, dem Menschen einen Hauch von Betroffenheit zu vermitteln, ein rasches Angerührtwerden in seiner Seele (Weihnachtslied der Heilsarmee), aus dem heraus er sich für einen Moment an die ehemals existierende Vernetzung in einer Solidargemeinschaft erinnert und fast reflexartig in die Tasche greift, um zu tun, was eigentlich Menschsein ein Leben lang wäre?

Der Titel aktiviert in mir auch eine Wut; denn ich argwöhne, dass er mich indirekt bezichtigt, ich könnte nicht so solidarisch sein, wie ich sein sollte oder wie man es früher gewesen ist. Da will ich zuerst einmal

widersprechen: Wir sind nicht so unsolidarisch, wie man uns oft sagt. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Kommunistische Manifest verfasst. Die als Gegenstück auf der bürgerlichen Seite entstandenen Diskussionen und Aktivitäten wurden zusammengefasst unter dem Stichwort «*Die soziale Frage*»: von der inneren Mission bis zu päpstlichen Enzykliken, von christlich-sozialen Parteigründungen bis zur allmählichen Entwicklung des Sozialstaates, vom Fabrikgesetz bis zu den Kranken- und Unfallversicherungen, als Spätzünder dann noch zu den AHV- und IV-Versicherungen.

Seit dem Funkenwurf im letzten Jahrhundert ist soziale Benachteiligung ein gesellschaftliches Thema geblieben, ist das Bewusstsein darüber gewachsen und seit der 68er Bewegung eigentlich ein gesamtgesellschaftliches Bewusstsein geworden. Der Begriff «Benachteiligung» drückt die Bewusstseinsentwicklung aus: Seit mehr als hundert Jahren gilt Armut nicht einfach mehr nur als gottgegeben oder selbstverschuldet, sondern mehr und mehr setzt sich gesamtgesellschaftlich der Begriff Benachteiligung gegenüber Reichen oder *durch* Reiche durch.

Die Aktivitäten gegenüber sozialer Ungerechtigkeit sind ohne jeden Zweifel mächtig gewachsen. Wenn wir heute allenthalben neues grosses Unrecht sehen, so nicht zuletzt auch deshalb, weil unsere *Sensibilität* dafür zugenommen hat. Nicht nur Freud und Marx, die beiden grossen Männer des letzten Jahrhunderts, haben überlebt, sondern auch die «soziale Frage». Und dass der Sozialismus tot sei, glauben Sie ja wohl nicht, vielmehr ist es absolut «in», zu rufen: «Wir sind das Volk». Heute hat auch der hinterste Pfarrer die ätzende Mahnung an die «Freiheit von unten» in seinen behaglichen Bürgerfrieden inhaliert. Auch wenn er sie wieder ausspeit, infiziert ist er doch.

Falscher Appell an unsere Schuldgefühle

Solidarität mit Ärmern ist heute eine *Norm* geworden. Wer reicher ist, als die Solidaritätsnorm es zulässt, muss sich überall rechtfertigen, verteidigen – und tut dies auch, was ein Zeichen dafür ist, wie verinnerlicht

die Solidaritätsnorm bereits ist. Auch Macht muss heute verteidigt werden, und wo dies nicht geht, wird sie verschleiert. In der Schweiz, wo Macht und Reichtum in ausserordentlichem und sehr schädlichem Ausmass tabuisiert werden, ist es geradezu verboten, sich als mächtig und reich zu deklarieren. Die Schweiz identifiziert sich dermassen mit Solidarität (Henri Dunant), dass man hier kaum offen reich, mächtig und egoistisch sein darf. Es gibt bei uns also nicht nur einen Tabu-Bereich «Armut», sondern, gewissermassen als zwangsläufiges Gegenstück, auch einen solchen des Reichtums und der Macht. Noch im letzten Jahrhundert war das ganz anders. Der Staatsmann Alfred Escher war in seiner ganzen Machtfülle, seinem Reichtum und seinen immensen wirtschaftlichen Verflechtungen anfänglich völlig unbestritten, man fand das noch nicht suspekt, sondern sah darin im Gegenteil einen Ausdruck von Kompetenz. Je mehr zusammenkam, desto potenter war jemand, desto mehr konnte man ihm anvertrauen. Gewisse Freisinnige und Konservative glauben das auch heute noch, aber man darf wohl ruhig sagen, dass inzwischen die Mehrheit der Bevölkerung solcher Machtkonzentration misstraut.

Weil wir trotzdem reich sind, weil wir trotzdem benachteiligen, weil wir trotzdem Macht ausüben, haben wir *Schuldgefühle*. Und die landesüblichen Appelle an unsere Solidarität, auch die Appelle der Hilfswerke sind häufig Appelle an unsere Schuldgefühle. Arno Gruen sagt in seinem Buch «Der Wahnsinn der Normalität – eine grundlegende Theorie zur menschlichen Destruktivität»: «Schuldgefühle sind eine aussengelenkte Reaktion der Unterwerfung, die die Autorität gnädig stimmen soll.» Wenn ich also den Appell des Hilfswerks, dass von mir mehr als Mitleid gefordert ist, mit einer Autorität innerhalb oder ausserhalb von mir identifizierte und ich diese Autorität gnädig stimmen will, so werde ich mich um solidarisches Handeln nur aus Schuldgefühlen bemühen, was eine mikrige Sache bleibt. Die Autoritäten sagen: Du darfst nicht reich sein, du darfst nicht mächtig sein, du darfst nicht verschwenden, und es darf dir nicht gut gehen, «im Schweiße deines Angesichtes musst du...» Den Frauen sagen diese Autoritäten es noch etwas mehr als den Männern.

Wie sieht es z.B. in den Fernsehzuschauern aus, denen das gesagt wird und denen es «gut» geht? Hat es etwas mit ihren Gefühlen und Bedürfnissen zu tun, wenn der Fernseher sagt: Dir geht es gut, schau, das ist arm? Wenn er es zu der einsam in ihrem Fauteuil sitzenden Dame sagt, indem er ihr «arm» in Form einer Türkenfamilie mit vier Kindern in einer Einzimmerwohnung zeigt?

Streiflichter auf die «reiche» Schweiz

Ich werfe jetzt kleine Streiflichter auf die Schweiz, der es «gut» geht:

– Ein ganz grosser Teil der *Jugendlichen* kann ein primäres Bedürfnis, ein Grundmenschenrecht nach Raum und Bewegung, nach sich austoben und sich ausdrücken, nicht befriedigen.

– Der weitaus grössere Teil aller *Familien mit kleinen Kindern*, bis weit in den Mittelstand hinein, hat eine ständige Grundangst in bezug auf etwas so Existentielles wie das Dach über dem Kopf, fürchtet jeden Kündigungstermin, jeden Mietzinsaufschlag, sucht verzweifelt kindergerechte und bezahlbare Wohnungen oder zahlt unter Rezzessionsängsten die übersetzten Hypozinsen des Eigenheims ab, das nicht ins Budget passt, das man sich aber leisten musste, weil man keine Wohnung fand. Ein nicht unbedeutlicher Teil dieser jungen Familien kann sich während der ersten Jahre der Ehe, wo die Forderungen ohnehin in vielerlei Hinsicht gross sind, materiell kaum etwas leisten.

– In unserem *Volk von Miethern* haben 90 Prozent der Bevölkerung nur 10 Prozent Anteil am gesamten Bodenbesitz!

– *Künstler* leben in unserem Lande fast als Regel am Rande des Hungers.

– Die *unteren Angestellten* unserer zwei grössten staatlichen Unternehmungen PTT und SBB stehen seit längerer Zeit unter einem Arbeitsdruck, der an Schinderei grenzt (nicht einhalten von Mittagspausen, Überstunden, verschieben von Ferien, aggressives Arbeitstempo usw.). Ebenso geht es zu in unzähligen Produktionsbetrieben und im Gastgewerbe, wo nicht nur die Angestellten, sondern auch die «selbständigen» Patrons in dieser Tretmühle laufen. In einer mir bekannten fremdenpolizeilichen Ver-

waltung herrscht ein derartiger Personalmangel, dass mehrere ältere Mitarbeiter, die infolge Jahrzehntelanger gebückter Arbeitshaltung sich schwere Rückenleiden zugezogen haben, ihre notwendigen Operationen von Monat zu Monat hinauszögern, weil kein Ersatz da ist. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie diese Menschen sich mit fast unausstehlichen Schmerzen herumquälen. Ein solches Arbeitsethos und eine solche Ergebenheit gegenüber dem «Patron» wäre in Italien z.B. einfach undenkbar.

– Wir haben gewiss auch eine *reiche Schicht* von Menschen, hauptsächlich aus mittleren und oberen Berufskadern, zwischen 30 und 60, die monatlich 10 000 bis 15 000 Franken verdienen und sehr oft mit einem ebenso gut verdienenden und ausgebildeten Partner zusammenleben. Diese Leute im besten Lebensalter haben oft keinen Menschen, für den sie sorgen, ihre starke Schulter brauchen, «da» sein müssen. Das über alles erhabene Alibi der «Berufstätigkeit» verunmöglicht es ihnen auch, Eltern oder Grosseltern zu betreuen, zu den Nachbarn zu schauen, sich um Quartier- und Gemeindeanliegen zu kümmern. Ein Pflegeheim, ein Spital kennen sie nur von aussen, z.B. aus Abstimmungsvorlagen. Sie leben, oft unbewusst in einer gesellschaftlichen Tretmühle laufend, wie Konsum-Monster nur für ihre Bedürfnisse (oder vielleicht sollte ich besser sagen: für ihre zu Mechanismen gewordenen Gewohnheiten), und der «Ertrag» ihrer Arbeit fliesst in die Boutiquen von Gucci und Armani, in die Delikatessenabteilung vom Globus, in die Feinschmeckerbeizli, in High-Tech-Anlagen, Fitness-Center, Reisen nach Australien und in die Wüste, in fortgeschrittenem Stadion in Therapien, die sich suchtartig wiederholen. Das gibt im Alter Menschen mit schweren Geldsäcken auf beiden Seiten, die sich entladen in Anschaffungen von Zweitwagen und Zweitwohnungen, in Jachten und Goldsafes, mit schlaflosen Nächten und Angst vor Börsenstürzen.

Nachwirkende Stigmatisierungen

Aber auch bei den *jetzt Wohlhabenden* gibt es trotzdem vermutlich gar nicht so wenige, die sich noch an persönliche Armut oder an Armut in der näheren Familie erinnern bzw.

die Diskriminierung, nichts zu haben oder nichts zu sein, noch in den Knochen tragen. Armut ist etwas Subjektives: Der Ärmste im Dorf ist als solcher stigmatisiert in einem Land, wo Armut tabuisiert wird, auch wenn er das Nötigste hat. Die Auswirkungen von Stigmatisierungen dauern in der Regel länger als eine Generation. Sie wirken noch nach, wenn die Nachkommen sich in ganz andern Verhältnissen befinden. Die Schweiz als reiches Land, das gibt es erst wenig länger als eine Generation.

Aus der Gruppe der *reichen Doppelverdiener* möchte ich ein Beispiel herausgreifen, er Manager, sie Chefsekretärin in einem Forschungsinstitut, keine Kinder. Er ist Sohn eines Kleinbauern, der sich am Feierabend noch als Schuhmacher etwas dazu verdiente, sie Tochter eines kleinen Angestellten. Der Manager entledigt sich der Erinnerung an eine entwürdigende, knebelnde Kindheit unter einem tobenden, harten Vater, an feuchte Kammern und abgemessene Milchrationen zum Frühstück, an Diskriminierungen in der Schule unter lauter Kindern von hablichen Bauern, indem er täglich zweimal duscht und grundsätzlich nur seidene Hemden trägt. Die als demütigend empfundene Situation der Kindheit wird aus dem Leben gestrichen. Das Paar eignet sich mit grosser Sorgfalt Lebensgewohnheiten des Bildungsbürgertums an, es gibt wohl kaum ein Festival klassischer Musik in Europa, an dem sie nicht gewesen sind.

Ein angesehener Beamter mit Eigenheim und Normalfamilie setzt sich in der Freizeit für Asylbewerber ein. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesteht er mir, dass er nie vergessen werde, wie man ihn als Kind von Auslandschweizern, zurückgekehrt vor dem Zweiten Weltkrieg, in der Schule behandelt und ihn immer nur «Russe» gerufen habe. Unter gar keinen Umständen will er, dass man etwas davon erfährt, auch nicht unter den Freunden der Asylbewegung. Er schützt die Blöße und die Schande seiner ehemaligen Armut noch heute ganz sorgfältig.

In einem Beitrag über die Lebensbefindlichkeit von *Senioren und Seniorinnen*, welche zu den häufigen Benutzern von Carfahrten-Angeboten gehören, lese ich, dass viele dieser in materiell gesicherter Position lebenden Betagten die Strecken der Aus-

flugsfahrten schon so gut kennen, dass sie gar nicht mehr hinhören, wenn der Chauffeur die Gegend erklärt. Sie fahren regelmässig aus, das Ziel spielt keine Rolle, wenn sie nur weg von zuhause sind. Nach der Rückkehr geht die eine noch auf den Friedhof, um nicht ins leere Haus zurückzukehren zu müssen. Die andere macht noch einen Spaziergang an den Häusern ihrer Kinder vorbei: «Vielleicht schaut die Tochter aus dem Fenster hinaus.» Läuten mag sie nicht.

Thesen über die Voraussetzung von Solidarität

Ich habe drei Thesen formuliert, die mir als Voraussetzung von Solidarität unentbehrlich scheinen:

1. Solidarisch kann ich nur sein, wenn ich etwas von meinem Reichtum und meiner Armut weiss und beides öffentlich machen kann.

Zur Armut gehören auch die erlittenen sozialen Kränkungen und die sozialen Zurücksetzungen, die in der Folge entstehen. Schweizerische Norm ist, dass sowohl Reichtum wie Armut und soziale Kränkungen zum Verschämten gehören und privatisiert werden.

2. Solidarisierung ist nur möglich, wenn wir die Armutsursachen generalisieren und dementsprechend auch generelle Armenrechte einführen.

Natürlich hat Armut auch immer individuelle Aspekte und muss die Hilfe auch individuellen Besonderheiten Rechnung tragen. Die *Individualisierung der Armut*, wie sie schweizerischer Tradition entspricht, hat aber einen hochnotpeinlichen Charakter mit ihrer Abklärung von Ursachen und Bedürfnissen bei jedem einzelnen, nach einem «Gegenüberbegriff» von Armut, der aus der Sicht der Reichen definiert worden ist. Die individuelle Abmessung von Unterstützung mit dem damit verbundenen Eindringen in private Lebensumstände hat abschreckenden Charakter. Sie ist *schlechte schweizerische Tradition* und wird jetzt bei der individuellen Abklärung der Motive

von Asylsuchenden ad absurdum geführt. Sie unterbindet die Solidarität!

In der hochmittelalterlichen Almosenlehre von Thomas von Aquin war es ausdrücklich verboten, nach den näheren Umständen eines Menschen zu forschen, der arm ist. «Es dürfte sonst zu Hochmut des Spenders führen», fügt Thomas hinzu. Einem Leserbrief von Stefan Zwickler in der NZZ (17.11.89) entnehme ich folgendes: «Jahrtausende hindurch galt, wesentlich beeinflusst durch die jeweiligen Religionen, das Gebot, den ‹Armen› und ‹Schwachen› zu helfen, ohne nach den Ursachen ihrer Armut und Schwäche zu fragen, wohl in der nicht ganz falschen Einsicht, dass sich die Armut der einen nicht unwesentlich aus dem Reichtum der anderen ergibt. Die Ärmeren und Schwächeren für ihre Armut und Schwäche selber verantwortlich zu machen, erweist sich vielmehr als eine späte Abkehr vom Gemeinschaftsdenken zugunsten einer Individualisierung, also Personalisierung, des Strebens nach mehr, die das Industriezeitalter mit seinem Güterreichtum herbeiführte. Niemals zuvor in der Geschichte wurde, bevor jemandem sozialer Beistand gewährt wurde, so sehr wie heute nach der eventuellen Schuld und – bis zur Zahl der Teller und Tassen – nach den persönlichen Verhältnissen eines Bedürftigen geforscht und die Hilfe dann, entsprechend ‹personalisiert›, bemessen. Auf den Rappen genau berechnen heute der Staat und die diversen Kassen individuell für jeden einzelnen, was ihm gewährt werden soll.»

Diese Individualisierung ist Teil unseres *Disziplinarsystems*, von dem Foucault in «Überwachen und Srafen» schreibt: «In einem Disziplinarsystem wird das Kind mehr individualisiert als der Erwachsene, der Kranke mehr als der Gesunde, der Wahnsinnige und der Delinquent mehr als der Normale. Es sind jedenfalls immer die sterren, auf die unsere Zivilisation alle Individualisierungsmechanismen ansetzt; und wenn man den gesunden, normalen, gesetzestreuen Erwachsenen individualisieren will, so befragt man ihn immer danach, was er noch vom Kind in sich hat, welcher geheime Irrsinn in ihm steckt, welches tiefe Verbrechen er eigentlich begehen wollte.»

Erst wenn wir dem Armen Armutsursachen zugestehen, die von seiner persönl-

chen Lebensbewältigung abstrahieren, und wenn wir die Hilfe an ihn so gestalten, dass seine Intimsphäre, die Freiheit seines Lebensstils nicht verletzt werden, können wir ihm auch in aufrechtem Gang begegnen.

3. Solidarität stellt sich nur ein, wenn Schuldgefühle durch Schuldbewusstsein ersetzt werden.

«Das schlechte Gewissen ist eine Eigenschaft des Bourgeois», sagt Sartre. Das schlechte Gewissen, die Schuldgefühle erzeugen *Selbsthass*. Es ist dieser Selbsthass, der uns allenthalben als *Fremdenhass* entgegenschlägt. Ein Artikel in der «Weltwoche» (3.8.89), der sich gegen den schweizerischen Fremdenhass richtete, war übertitelt mit: «Profiteurismus, geistige Sklerose, internationale Isolation – Wir sind nicht nur klein, wir sind auch kleinlich.» Eine solche Darstellung weckt kein echtes Schuldbewusstsein; denn Schuldbewusstsein entsteht aus dem «Wiedererwachen empathischer Empfindung und durch innere Betroffenheit, verbunden mit dem Bemühen, begangenes Unrecht wiedergutzumachen» (Arno Gruen). Um eine solche Reaktion herbeizuführen, genügt keine Information über Tatsachen nicht, auch nicht das Herstellen von Zusammenhängen allein. Um echtes Schuldbewusstsein möglich zu machen, müsste direkte Nähe zum Betroffenen erfahren werden, müsste man aber auch einen verstehenderen Blick auf den Sünder werfen, müsste er selbst sich und sein Fehlverhalten liebender verstehen lernen und zugleich eine Chance zur Umkehr sehen. Der Titel des Weltwoche-Interviews ist die Bankrott-Erklärung unseres Landes. Was nötig wäre, wäre ein *Gericht* und das ist etwas ganz anderes.

Ich will versuchen, in kurzen Andeutungen zu skizzieren, was einem erneuernden Gericht (Schuldbewusstsein – Umkehr – Wiedergutmachung – Solidarität) gleichkäme und woraus Sühne gegenwärtig bestehen könnte:

– die *Lebensdefizite* und sozialen Kränkungen hier in der Schweiz bewusst machen, den Stolz loslassen, das unterdrückte Weinen heraufholen, den Nachbarn in mir selber aufzusuchen und schauen, wie es ihm geht, wie ich ihn zugerichtet habe, die

Selbstentfremdung unserer Lebensweise analysieren und zugeben, dass uns etwas Entscheidendes fehlt, dass wir in wesentlichen Zügen unseres Lebens *verarmt* sind;

– den Stellenwert überdenken, den in unserem Land Armut und Ungesichertheit haben; diesen vergleichen mit unserer Sucht, reich und abgesichert zu sein; die Verführbarkeit unseres Landes erkennen gegenüber den Profitmöglichkeiten auf dem Weltmarkt;

– als *sozialpolitische Postulate*:

– Revision der Boden- und Mietrechts- politik

– Reduktion der Arbeitszeit und Humanisierung der Arbeit

– gemeinschaftsbildende Freiräume für Jugendliche

– stärkere steuerliche Belastung für Gut- verdienende, sozial Unabhängige, Ge- sunde, «Privatisierende»

– steuerliche Entlastung für Familien und für Menschen, die sich umwelt- freundlich verhalten und unentgeltliche soziale Aufgaben übernehmen

– Erhöhung des Einkommens von Er- gänzungsleistungsbezügern

– Entlassung aus obligatorischen Versi- cherungszwängen, die es Menschen in unserem Lande verunmöglichen, mit ge- ringem Einkommen selbstständig zu le- ben.

geht, anfangen, sich Gedanken über die sozialen Rechte in unserem Lande zu machen. Das dauert dann manchmal gar nicht so lange, bis sie mit einem Transparent vor dem Bundeshaus stehen. Es ist aber gar nicht so leicht für Menschen aus dem bürgerlichen Lager, überhaupt Gelegenheit zu solchen Begegnungen zu haben. Als Leute mit bürgerlichem Habitus, vielleicht Mitglieder der Freisinnigen Partei, passen sie nicht «in den linken Kuchen» hinein. Es ist eine Tragik, dass infolge der 68er Bewegung viele soziale Aktivitäten so gestaltet sind, dass sie bürgerliche Kreise nicht mehr erreichen. Wenn einer eine Krawatte trägt, kann er eigentlich nicht mitmachen.

Hier liegt ein riesiges Potential von Menschen brach, von Menschen, die sich als Feindbilder der Linken, als sozial abgeschrieben betrachten, die manchmal aus lauter Langeweile schlemmen, obschon sie lieber etwas Sinnvolleres täten. Diese Leute sind *verarmt an sozialen Aufgaben*. Es fehlt ihnen eine Kultur, die traditionelle liberale Kreise noch hatten, die aber auf die Newcomers nicht übertragen worden ist. Das Wort «Solidarität» erreicht diese Kreise nur noch in Form von Schuldzuweisungen, und es ist klar, dass diese Methode zu Verhärtungen und Polarisierungen führt.

Begegnung mit Augen auf gleicher Höhe

Nur wenn wir uns selbst befreien von den Tabuisierungen unserer Benachteiligungen und unserer Privilegien, kommen wir zu einem aufrechten Gang in der Begegnung mit Armen und Benachteiligten. *Wir fürchten sie nicht mehr.*

Ich möchte das ausdrücken mit einer kurzen Beschreibung von Michael von Grafenried, einem Fotografen, der für mich mit beispielhaft aufrechtem Gang die Begegnung mit «Benachteiligten» wagt: Es ist ein Text zu einem Foto von einer nackten duschenden Frau, die nur ein Bein hat:

«Ich habe die Frau gesehen, unter einer Dusche am Rande einer grossen Wiese. Die Wiese ist im Camp der Naturisten in Thiel- le, – auch eine grosse Tabuzone für Men- schen. Was mache ich jetzt, habe ich gedacht. Ich habe tief durchgeatmet und bin mit grossen Schritten auf sie zugelaufen. Dabei bin ich noch auf eine Biene getreten

Auch den Privilegierten Gutes zutrauen

Ich habe noch einen Vorschlag für all diejenigen, die Spender und Helfer suchen. Ich glaube, wir sollten den Privilegierten «auf der bürgerlichen Seite» offener zumuten, Gutes zu tun, mit einem Mut auf sie zugehen, der ihnen dies auch zutraut. Ich weiss nicht, ob es richtig ist, gewissermassen vorzusetzen, dass jede wirksame Hilfe sich über die «richtige Gesinnung» und ein sozialpolitisches Bewusstsein ausweisen müsse. Gerade in kirchlichen Basisgruppen der Asylbewegung und in Kursen für freiwillige Helferinnen und Helfer habe ich immer wieder erlebt, wie Leute, die von Haus aus apolitisch und z.B. kräftig gegen Demonstrationen eingestellt sind, in der persönlichen Begegnung mit Rechtlosen und der Erfahrung, wie es solchen Menschen in unseren Ämtern und mit unseren Gesetzen

und gestochen worden. Dann bin ich vor ihr gestanden und habe gesagt: Du, ich finde das wahnsinnig, diese Szene, darf ich eine Foto von dir machen? Sie hat gelacht und gesagt, ja klar. Ich habe sie fotografiert und mit ihr noch lange geredet. Sie hat mir ihr ganzes Leben erzählt. Von Geburt an hatte sie etwas am Bein, ist von Doktor zu Doktor, hatte immer das Gefühl, sie habe doch zwei Beine, dabei hatte sie doch von Anfang an nur eines. Mit 18 Jahren ist sie nach San Francisco zu einem Spezialisten gegangen. Der hat gesagt, es gebe eigentlich nur eines, das Bein müsse ab. Seit das Bein weg ist – vorher hatte sie Depressionen – geht es ihr blendend.»

«Überflüssige Beine», die uns Depressionen machen, das kennen wir. Und auch wir stehen vor der Frage der Amputation. Diese

würde das uns jetzt gewohnte Lebensgefühl behindern. Aber vielleicht würden wir uns dann fühlen wie diese Frau, von der v. Grafenried schreibt: «Sie ist eine Behinderte mit unheimlich viel Selbstvertrauen und hatte sehr Freude an meiner Fotografie» (Berner Tagwacht, 16.10.89).

Wenn wir die notwendigen Amputatio-nen an unserem krank gewordenen System und unserem kranken Lebensstil vorgenom-men haben, wenn wir trotz ihnen fröhlich laufen gelernt und festgestellt haben, dass uns nichts fehlt und wir im Gegenteil erleichtert sind, dann begegnen wir Türken, Drogenabhängigen, Straffälligen, Men-schen im Rollstuhl mit den Augen auf glei-cher Höhe. Die Solidarität ist dann etwas Dialogisches, das von beiden Seiten her sich entwickelt.

DAS DOKUMENT

Zwei Voten von Hansjörg Braunschweig zum schweizerischen «Nachrichtendienst»

In der Dezembersession 1990 des Nationalrates hat Hansjörg Braunschweig auf einen gern übersehenen, ja verdrängten Aspekt der sog. Nachrichtendienste hingewiesen. Zusammen mit einem Ausschnitt aus diesem Votum veröffentlichen wir auszugsweise ein früheres zur «Affäre Bachmann», dessen voller Wortlaut schon einmal in unserer Zeitschrift (NW 1981, S. 150ff.) erschienen ist. Der Mahner von 1981 sollte recht bekommen. Es wäre an der Zeit, dass seine Kritik heute endlich ernst genommen würde. Oder sollen Fragen der Ethik in der «christlichen» Politik der offiziellen Schweiz weiterhin nur einen «sektoriellen» Stellenwert einnehmen, geeignet für Anlässe von C-Parteien oder Festansprachen im «Jubiläums-jahr»?

Red.

«Auf Lüge und Misstrauen aufgebaut» (aus dem Abschiedsvotum 1990)

Ordentliche oder ausserordentliche Nachrichtendienste, das liest sich so vertrauener-weckend; ehrlicher wäre es, sie Spionageorganisationen zu nennen! Darum geht es in Tat und Wahrheit. Und diese sind immer auf Lüge, Misstrauen, Verdächtigung aufgebaut.